

# AMTSBLATT

## DER EVANGELISCHEN LANDESKIRCHE GREIFSWALD

Nr. 4

Greifswald, den 30. April 1979

1979

### Inhalt

	Seite		Seite
<b>A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen</b>		<b>D. Freie Stellen</b>	44
Nr. 1) Monatssprüche und Monatslieder 1980 . . . . .	41	<b>E. Weitere Hinweise</b>	44
<b>B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen</b>		<b>F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst</b>	
Nr. 2) Grundstücksverkäufe . . . . .	42	Nr. 3) Pfingstbotschaft 1979 . . . . .	44
<b>C. Personalmeldungen</b>	43	Nr. 4) Theologie und Kirchliches Amt im Lebenswerk Johann Gottfried Herders – Prof. em. D. William Nagel, Greifswald . . . . .	44

### A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

#### Monatssprüche und Monatslieder 1980

Nachstehend bringen wir die Jahreslosung, die Monatssprüche und Monatslieder für das Jahr 1980 zur Kenntnis, wie sie nach den Beschlüssen der ökumenischen Arbeitsgemeinschaft zum Bibellesen festgelegt sind. Für das Jahr 1980 ist eine 2. Reihe von Monatsliedern vorgeschlagen worden, die vor allem zum Gebrauch für diejenigen Arbeitszweige bestimmt ist, die besonders daran interessiert sind.

Die den Texten und Liedern beigefügten Abkürzungen bedeuten:

- L 75 / revidierter Luthertext 1975
- EU Einheitsübersetzung
- ÖT Ökumenischer Text
- EKG Evangelisches Kirchengesangbuch
- GK Gemeinsame Kirchenlieder
- SuK Singt und Klingt
- GldW Gott liebt diese Welt

Für das Konsistorium  
Labs

#### 1980

**Jahreslosung:** Gott will, daß allen Menschen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

1 Tim 2, 4 L 75

#### Januar:

MS: Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe.  
Bekehrt euch und glaubt an das Evangelium.

Mk 1, 15 EU

ML: Wach auf, du Geist

EKG 216, SuK 480

fakultativ: Laß uns in deinem Namen

#### Februar:

MS: Laßt die Kinder zu mir kommen, denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes.

Mk 10, 14 L 75

ML: Ach lieber Herr Jesu Christ

EKG 149

fakultativ: Er hält die ganze Welt

GldW 3

#### März:

MS: Wenn ihr betet, so vergebt, wenn ihr etwas gegen jemand habt.

Mk 11, 25 L 75

ML: Herr, deine Güte

Gk 44

fakultativ: Gott, gib Frieden

GldW 13

#### April:

MS: Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Jesus Christus.

1 Kor 3, 11 EU

ML: Die ganze Welt, Herr Jesu Christ

EKG 369, GK 33

fakultativ: Wir leben nicht allein vom Brot

GldW 55

#### Mai:

MS: Dient einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat.

1 Petr 4, 10 L 75

ML: Hilf, Herr meines Lebens

GK 82

fakultativ: Der Herr hat uns das Salz genannt

**Juni:**

MS: Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt der bleibt in Gott und Gott in ihn.

1 Joh 4, 16 L 75

ML: Lobet den Herren, denn er ist  
EKG 199

fakultativ: O Herr, mach mich  
SuK 449, GldW 97

**Juli:**

MS: Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.

1 Petr 3, 15 EU

ML: Lob Gott getrost mit Singen  
EKG 205, GK 75, SuK 472

fakultativ: Komm, sag es allen weiter  
GldW 25

**August:**

MS: Gott spricht: Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben.

Jer 29, 11 EU

ML: Verzage nicht, du Häuflein klein  
EKG 211, SuK 478

fakultativ: Manchmal kennen wir Gottes Willen  
GldW 57

**September:**

MS: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

2 Kor 3, 17 L 75

ML: Komm, o komm, du Geist des Lebens  
EKG 106

fakultativ: Erd und Himmel sollen singen  
GldW 45

**Oktober:**

MS: Sind wir untreu, so bleibt Gott doch treu.

2 Tim 2, 13 L 75

ML: O Herre Gott, dein göttlich Wort  
EKG 117

fakultativ: Ich möcht, daß einer mit mir geht  
GldW 10

**November:**

MS: Wir erwarten, wie Gott verheißen hat, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtigkeit wohnt.

2 Petr 3, 13 OT

ML: Wir danken dir, Herr Jesu Christ  
EKG 59, GK 25

fakultativ: Liebte Gott der Herr uns nicht  
GldW 83

**Dezember:**

MS: Friede den Fernen und Friede den Nahen, spricht der Herr, ja, ich will sie heilen.

Jes 57, 19 EU

ML: Du Kind, zu dieser heiligen Zeit  
GK 19, SuK 244

fakultativ: Gehe ein in deinen Frieden

**B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen****Nr. 2) Grundstücksverkäufe**

Greifswald, den 18. 4. 1979

Evangelisches Konsistorium

B 20401 - 2/79 I

Nachstehend wird die zweite Durchführungsverordnung zum Zivilgesetzbuch - Vereinfachtes Verfahren beim Erwerb von Grundstücksteilen oder Grundstücken - vom 3. Januar 1979 (GBl. DDR I Nr. 3 S. 25) abgedruckt.

Besonders wird darauf hingewiesen, daß bei diesem vereinfachten Verfahren eine unmittelbare Beratung durch uns geboten ist, auch wenn es sich um verhältnismäßig kleine Flächen handelt. In jedem Falle ist ein Vertrag nach § 3 uns einschl. Anlagen, z. B. Grenzregulierungsplan, zusammen mit dem beglaubigten Protokollbuchauszug über den zustimmenden Beschluß des Gemeindegemeinderates zur Genehmigung einzureichen, bevor er vom Vorsitzenden und zwei Ältesten unterschrieben und gesiegelt wird.

Für das Konsistorium  
Harder

**Zweite Durchführungsverordnung zum Zivilgesetzbuch****- Vereinfachtes Verfahren beim Erwerb von Grundstücksteilen oder Grundstücken - vom 3. Januar 1979**

Auf der Grundlage des § 14 Abs. 1 des Einführungsgesetzes vom 19. Juni 1975 zum Zivilgesetzbuch der Deutschen Demokratischen Republik (GBl. I Nr. 27 S. 517) wird zur Regelung eines vereinfachten Verfahrens beim Erwerb von Grundstücksteilen oder Grundstücken gemäß § 298 ZGB folgendes verordnet:

**§ 1****Gegenstand**

(1) Diese Durchführungsverordnung regelt das vereinfachte Verfahren für den Erwerb von Grundstücksteilen oder Grundstücken (im folgenden als Grundstücke bezeichnet), die zum Bau oder Ausbau von Verkehrswegen und -anlagen, Wasserläufen oder zu ähnlichen Zwecken benötigt werden.

(2) Das vereinfachte Verfahren zum Erwerb des Eigentums ist zulässig, wenn das Grundstück zugunsten des Volkseigentums erworben werden soll und der gesetzlich zulässige Kaufpreis jeweils die Höhe von 500 M nicht übersteigt.

**§ 2****Vorbereitung des Vertrages**

(1) Der Erwerb der Grundstücke erfolgt durch schriftlichen Vertrag zwischen dem Erwerber und dem jeweiligen Grundstückseigentümer. Der Vertrag bedarf

(2) Der Vertrag ist vom Erwerber auf Grund des Grenzregelungsplanes gemäß § 4 vorzubereiten. Er muß enthalten:

- die Bezeichnung und Beschreibung der zu veräußernden Grundstücke nach der Lage (Gemeinde, Gemarkung, Flur, Flurstück), den bestehenden Nutzungsgarten und der Größe; darüber hinaus sind die im Grundbuch eingetragenen Eigentümer, die Grundbuchbezeichnungen und die Gesamtfläche der Grundstücke nach der Liegenschaftsdokumentation anzugeben;
- die Höhe des Kaufpreises für jedes Grundstück;
- den Zeitpunkt der Übergabe an den Erwerber;
- die Erklärung des Erwerbers und des jeweiligen Veräußerers, daß die im Grenzregelungsplan bezeichneten Grundstücke in Volkseigentum übergehen sollen.

(3) Beim Erwerb von land- und forstwirtschaftlich genutzten Grundstücken sind die nach den Rechtsvorschriften geforderten Maßnahmen zum Schutz des land- und forstwirtschaftlichen Bodens und zur Sicherung der sozialistischen Bodennutzung (z. B. Ausgleich der Wirtschafterschwernisse) einzuhalten.

(4) Der Erwerber hat den vorbereiteten Vertrag und den Grenzregelungsplan einschließlich der nach anderen Rechtsvorschriften für die Baudurchführung erforderlichen Unterlagen dem Rat des Kreises, in dessen Territorium die zu erwerbenden Grundstücke liegen, zur Genehmigung vorzulegen.

### § 3

#### Abschluß des Vertrages

(1) Der Erwerber hat nach Erteilung der Genehmigung durch den Rat des Kreises den Veräußerern den Kaufvertrag zum Vertragsabschluß zu unterbreiten und den Grenzregelungsplan in geeigneter Weise bekanntzugeben.

(2) Der genehmigte Kaufvertrag ist vom Erwerber zu unterschreiben und kommt für den jeweiligen Veräußerer mit dessen Unterschrift zustande. Mehrere Kaufverträge können in einer Vertragsurkunde zusammengefaßt werden. Der Veräußerer kann verlangen, daß ihm ein sein Grundstück betreffender Auszug aus der Vertragsurkunde vom Erwerber ausgehändigt wird.

(3) Ist ein Veräußerer nicht als Eigentümer in das Grundbuch eingetragen, hat er seine Berechtigung durch Urkunde nachzuweisen.

(4) Steht das Eigentum an dem Grundstück mehreren Eigentümern gemeinschaftlich zu, erfolgt die Veräußerung nach den dafür geltenden Rechtsvorschriften über das gemeinschaftliche Eigentum. Ist die Mitwirkung eines Eigentümers nicht möglich, können seine Rechte bei der Veräußerung durch die anderen Eigentümer wahrgenommen werden.

### § 4

#### Nachweis der Rechte

Als Grenzregelungsplan ist eine Kopie der staatlichen Liegenschaftskarte zu verwenden. Die künftigen Eigentums- und Rechtsträgergrenzen sowie die vorgesehenen Begrenzungslinien des Objekts sind einheitlich, bezogen auf bestehende Eigentums- und Rechtsträgergrenzen und auf geodätische Festpunkte oder geodätisch ein-

### § 5

#### Eintragung der Rechtsänderung in das Grundbuch

Der Erwerber hat den abgeschlossenen Kaufvertrag dem Rat des Kreises vorzulegen, der die Eintragung des Volkseigentums im Grundbuch veranlaßt.

### § 6

#### Auszahlung des Kaufpreises

Der Erwerber hat zu veranlassen, daß dem Veräußerer unmittelbar nach Abschluß des Kaufvertrages, spätestens jedoch innerhalb von 4 Wochen, der Kaufpreis ausgezahlt wird bzw. der Veräußerer darüber verfügen kann.

### § 7

#### Behandlung eingetragener Grundstücksbelastungen

(1) Im Grundbuch eingetragene Grundstücksbelastungen erlöschen, wenn das Grundstück insgesamt in Volkseigentum übergeht; wird nur ein Grundstücksteil erworben, bestehen sie unverändert an dem nicht veräußerten Grundstücksteil weiter.

(2) Die einer Grundstücksbelastung zugrunde liegende Geldforderung bleibt davon unberührt.

#### Schlußbestimmungen

### § 8

(1) Diese Durchführungsverordnung tritt am 1. Februar 1979 in Kraft.

(2) Sie ist auch auf den bei ihrem Inkrafttreten noch nicht abgeschlossenen Eigentumserwerb von Grundstücken gemäß § 1 anzuwenden.

(3) Durchführungsbestimmungen erläßt der Minister der Justiz.

Berlin, den 3. Januar 1979

#### Der Ministerrat

#### der Deutschen Demokratischen Republik

W. Stoph

Vorsitzender

Der Minister der Justiz

Heusinger

#### C. Personalmeldungen

Die kirchliche Verwaltungsprüfung I hat am 28. 2. 1979 bestanden:

die Verwaltungsseminaristin des Evangelischen Konsistoriums Birgit Schwartz, geb. am 21. September 1959 in Löcknitz.

#### Bbeauftragt

mit der Verwaltung der Pfarrstelle Krien, Kirchenkreis Anklam, Frau Pastorin Johanna Gabriel mit Wirkung vom 1. November 1978.

#### Berufen:

Pfarrer Andreas Schorlemmer zum Pfarrer der Pfarrstelle Groß Kiesow, Kirchenkreis Greifswald-Land, zum 1. März 1979, eingeführt am 1. April 1979.

#### In den Ruhestand versetzt:

Superintendent Klaus Ewert, Bergen. Kirchenkreis

Die Kirchenleitung hat auf seinen Antrag Pfarrer Wolfgang Orgis, Ferdinandshof, mit Wirkung vom 1. März 1979 **aus dem kirchlichen Dienst entlassen**; hiermit ist der Verlust der in der Ordination begründeten Rechte verbunden.

#### D. Freie Stellen

#### E. Weitere Hinweise

#### F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst

##### Nr. 3) Pfingsten 1979

Botschaft der Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen

Die ersten Christen waren ein Herz und eine Seele (Apg 4, 32). Sie hatten alles gemeinsam: ein Bekenntnis, einen Glauben, eine Taufe, eine Hoffnung, einen Gott und Vater aller. Und alle fühlten sich zu einer Hoffnung berufen (Eph 4, 4–5). Dieser Gemeinschaft nicht anzugehören hieß, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt zu leben (Eph 2, 12). Im Vertrauen auf das Wort ihres Herrn und Meisters warteten sie hoffnungsvoll auf die Fülle des Heils. Vertrauensvoll schauten sie über die Leiden ihrer Zeit hinaus in die Zukunft, in der sich ihre Hoffnung erfüllen sollte.

Die ökumenische Bewegung unserer Zeit hat von neuem entdeckt, daß die Suche nach der Einheit aller Jünger Christi – eine Einheit, die im Glauben bereits gegeben ist – auf das engste zusammenhängt mit der Bekräftigung christlicher Hoffnung. Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit angesichts der Zukunft lassen die Menschen heute immer mutloser und resignierter werden. Was kann das Evangelium diesen Menschen im Blick auf die Zukunft geben? Was bedeutet die christliche Hoffnung denn in Wirklichkeit?

Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates hat im vergangenen Jahr auf ihrer Kommissionstagung in Bangalor (Indien) eine „Gemeinsame Rechenschaft von der Hoffnung“ formuliert. Stimmen der Hoffnung aus allen Teilen der Welt, aus allen Konfessionen und allen Lebensverhältnissen konnten zu einem gemeinsamen Rechenschaftsbericht zusammengefügt werden, der von neuem offenbart, daß das Evangelium die Kraft zu gemeinsamen Zeugnis verleiht. Durch Leid und Elend unserer Zeit und durch ihre persönliche Not und Verzweiflung hindurch haben Menschen im Namen Jesu Christi und durch die Kraft des Heiligen Geistes Hoffnung auf die Zukunft bewahren können.

In der „Gemeinsamen Rechenschaft von der Hoffnung“ heißt es:

„Im Heiligen Geist haben wir die Hoffnung, daß unser Leben schon heute Zeichen der neuen Schöpfung sein kann. Durch den Geist gibt Gott uns seine Macht und Wegweisung. Der Geist macht uns von den Mächten der Finsternis frei. Er setzt unseren Geist in Bewegung. Er weckt neue Kräfte, gibt uns Visionen und Träume. Er drängt uns zur Arbeit für echte Gemeinschaft und überwindet die Grenzen, die die Sünde errichtet hat. Durch den Heiligen Geist strömt Gottes Liebe in unser Herz. Echte Hoffnung ohne Liebe gibt es nicht. In Hoffnung handeln ist jedem möglich, dem, der offen und sichtbar arbeiten, aber auch dem, dessen

gesamte Menschheit betreffen, hoffen und beten wir, daß der Geist uns ermächtigen wird, die gute Botschaft des Heils zu verkünden und in unserem Leben zu verwirklichen. Darin besteht die Mission des Einzelnen wie der Kirche.“

Die gemeinsame Rechenschaft von der Hoffnung hat bewiesen, daß Christen heute trotz aller Spaltungen und Unterschiede gemeinsam zur Welt von heute sprechen können. Je mehr wir unsere Einheit in Christus erkennen und sichtbar machen können, desto besser gelingt es uns, vor der Welt Zeugnis abzulegen von unserem Glauben an ihre Entwicklung auf eine bessere Zukunft hin.

Wir wollen uns an diesem Pfingstfest der verändernden und erneuernden Kraft des Heiligen Geistes öffnen und sie in unsere Herzen, unser Leben, in unsere Gemeinden und unsere Kirchen einströmen lassen. Wir wollen versuchen, uns mit anderen Christen an unserem Wohnort und unserem Arbeitsplatz zusammenzutun, um die uns innewohnende Hoffnung zu bezeugen. Nur ein gemeinsames Zeugnis aller Christen wird die Welt glauben lassen, daß Gott Christus gesandt hat, damit alle Menschen gerettet werden; daß Er allein die letzte und endgültige Hoffnung der Welt ist. Vielleicht können wir auf diese Weise den Verzweifelten die Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft bringen, die sie nirgendwo anders auf dieser Welt finden können.

„Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, damit ihr an Hoffnung immer reicher werdet durch die Kraft des heiligen Geistes“ (Röm 15, 13).

Die Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen:  
Ehrenpräsident: Pfr. Dr. W. A. Visser't Hooft, Genf (Schweiz)

Katholikos Ilja II, Patriarch von ganz Georgien (Georgische SSR)

Richterin A. R. Jiaage, Akkra (Ghana)

Prof. José Miguez-Bonino, Buenos Aires (Argentinien)

Dr. T. B. Simatupang, Jakarta-Pusat (Indonesien)

Erzbischof Olof Sundby, Uppsala (Schweden)

Dr. Cynthia Wedel, Alexandria, Va., USA

##### Nr. 4) Theologie und kirchliches Amt im Lebenswerk Johann Gottfried Herders

Prof. em. D. William Nagel (Greifswald)

Gedenkvorlesung am 16. 1. 1979 in Züssow bei der Superintendentenjahresrüste

Am 18. Dezember gedenken wir des Tages, da vor 175 Jahren Johann Gottfried Herder die Augen geschlossen hat, noch nicht 60 Jahre alt. Sein Leben und sein Werk sind Fragment geblieben, und doch ist er unvergessen. Goethe hat den Gefährten reichster Jahre dahin beurteilt: „Eines edleren Herzens und weiteren Geistes ist nicht wohl ein Mensch.“ Der noch heute im kirchlichen Raum Nordhessens nachwirkende August Friedrich Christian Vilmar sagt von Herder in seiner von 1846 bis 1936 immer wieder aufgelegten „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“: „Durch ihn ist ein allgemeines und vergleichendes Sprachstudium, welches die verborgensten Schätze der Geister der Völker und die wahre Gestalt ihrer geheimsten Gedanken an das

Sittengeschichte, durch ihn eine Weltgeschichte, eine wahrhafte Universalgeschichte... möglich geworden.“ Die Bedeutung von Herders „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ hat Martin Kähler dahin zusammengefaßt: „Herder wendet den Begriff des Individuellen nicht bloß auf die einzelnen Menschen an, sondern auf die geschichtlichen Bildungen, er hört die Stimmen der Völker; er sieht, indem er das Individuelle aufzufassen vermag, in der Geschichte nicht mehr wie Rousseau bloß Vernunft und Verderbnis, sondern die großartige Vernunft Gottes; er schreibt das große Buch ‚Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit‘... Satz für Satz ist Gemeingut der Bildung geworden.“ Ja, noch Ernst Troeltsch hat in ihm „den Reformator nahezu sämtlicher Geisteswissenschaften“ gesehen. Ich selbst erinnere mich, wie einst Hermann Gunkel uns Studenten Herders Bedeutung für ein religionswissenschaftliches Verständnis der Bibel unvergeßlich nahegebracht hat. Diese wenigen Stimmen mögen genügen, eine Ahnung vom Universalismus Herderschen Denkens und dessen Auswirkungen auf Mit- und Nachwelt zu vermitteln.

Doch was die Begegnung mit Herders Leben und Werk so vielseitig anregend, so nachhaltig wirksam macht, birgt sogleich eine Gefahr in sich. Schon Jean Paul, der Herder und den Seinen in dessen letzten Lebensjahren nahegestanden hat wie kein anderer, hat das richtig erkannt. Er sagt von ihm im 3. Teil seiner „Vorschule der Ästhetik“ (1804): „Der edle Geist wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld; denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Fascikel von Sternen, aus welchen sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabiert. — Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen selten verkannt.“ Die kritische Aneignung seines Erbes durch die Herderforschung bestätigt diese Erkenntnis. Seine Bedeutung für die Literatur- und Geisteswissenschaften ist unbestritten. Die gesellschaftlichen, politischen und ideologischen Aspekte seiner Humanitätsauffassung, nicht zuletzt eine zwar zeitlich begrenzte Sympathie für die französische Revolution werden heute vordringlich zur Geltung gebracht. Dagegen sein lebenslanger Einsatz in weitgreifenden kirchlichen Ämtern und die Verwurzelung auch seines philosophischen Schaffens im Christentum treten im landläufigen Herder-Bild völlig zurück. Theologie und Kirche haben also allen Anlaß, Herders Bedeutung auch in ihrem Raum hervorzuheben. Ja, sie dürfen es in der Überzeugung tun, damit Konstanten in der Struktur seiner Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, die in der Vielfalt seines Lebenswerkes sich grundlegend und oft in überraschenden Zusammenhängen auswirken.

Doch warum entspricht der häufigen Beschworung von Herders Namen im geisteswissenschaftlichen Bereich oft so wenig umfassende Kenntnis seines literarischen Werkes? Verursacht nicht dieser Mangel die oft so einseitige Darstellung seiner Lebensleistung? Nicht allein sein Sprachstil ist uns Nachgeborenen fremd geworden; man wird sich erst allmählich in ihn hineinlesen. Sein ganzes Schrifttum mutet uns nicht selten chaotisch an. Da sein Geist fast alle menschlichen In-

zur Seite gelegt, neue Schriften angefangen, ohne beendet zu werden. Niedergeschriebenes, ja Veröffentlichtes wird umgestaltet, manches anderen Arbeiten eingeordnet. Widersprüche dürfen bei Herders zu immer neuen, kühnen Gedanken forteilendem Geist nicht überraschen. Demgegenüber können gerade manche theologische Schriften durch ihre Bindung an begrenzte Themen noch heute unmittelbar beeindruckend. Dagegen ertragen wir kaum jene in Alterswerken begegnenden Passagen, wo sein verwundeter Stolz bedeutende Leistungen von Zeitgenossen herabgesetzt, um Unbedeutendem seine Gunst zu schenken.

Daran wird schmerzlich spürbar, wie mit zunehmenden Jahren in Herder Verbitterung aufwächst, nicht unbeeinflusst durch körperliche Leiden wie durch die wirtschaftlichen Sorgen, die ihn zu unaufhörlichem literarischem Schaffen zwingen. Der Ursprung dieser Bitterkeit ist jedoch tiefer zu suchen: er wurzelt schon in einer schweren Jugend, ist aber vor allem in der Tragik begründet, daß reiche Verheißungen, wie sie in seinem universalen, schöpferischen Denken gegeben waren, nicht zu einem allseitig anerkannten, überzeugenden Werk heranreifen. Man wird seiner Persönlichkeit aber nicht gerecht, wollte man über diese Schatten die mancherlei Zeugnisse von seinem Leben in der Familie und im Freundeskreis übersehen, die uns seine Liebesfähigkeit und Liebesbedürftigkeit eindrücklich vergegenwärtigen. —

Wenn wir uns nun speziell dem Theologen und kirchlichen Amtsträger Johann Gottfried Herder zuwenden, dürfen wir uns für das Recht zu einer solchen Begrenzung auf keinen Geringeren als Goethe berufen. Er, der von Herder Entscheidendes für das eigene Schaffen empfing und ihm in Weimar noch einmal rund ein Jahrzehnt in gegenseitig fördernder Freundschaft verbunden war, sagt von ihm: „Was in solchem Geist für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gärung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen.“ Trotzdem meine ich: in der für diese Gedenkstunde gewählten Begrenzung geht es wirklich um das Herzstück in Herders Leben und Schaffen.

Hören wir dazu zuerst ihn selbst! Man hat in diesen Wochen bei uns seine 124 „Briefe zur Beförderung der Humanität“ oft zitiert. Aber man ist an ihrem letzten vorübergegangen, wo er sagt: „Warum verhehlen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahe liegt? Das Christentum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Weg. Menschlich und für jedermann faßlich, demütig, nicht stolz autonomisch, selbst nicht als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit aller gebietet und gibt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende tätige Liebe. Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulation, sondern gibt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende Tat, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dient allen Klassen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorrt und abfällt. Der Mißbrauch des Christentums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht — ein Erweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gediehen ist, es soviel gutzumachen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die in ihm

innere Haltung, ohne die ihm die Führung eines kirchlichen Amtes unmöglich erschien, bezeugt jene Mahnung, die er im 14. der „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ (2. Aufl. 1785) an alle Theologiestudenten richtet: „Ich würde Sie sehr beklagen, mein Freund, wenn Sie, von der historischen Wahrheit der ersten christlichen Geschichte nicht überzeugt, beim Studium der Theologie blieben. Nicht, als wenn Sie deshalb zu verbrennen und wegen Ihres Unglaubens zu kreuzigen wären, sondern weil es Ihrer Ruhe und Redlichkeit, der Würde Ihres Charakters und dem Eifer, den jeder rechtschaffende Mann seinem Geschäfte schuldig ist, äußerst schadete, wenn Sie ein Diener der Lüge, der Bote einer Geschichte und Sache würden, der Sie selbst nicht glaubten. Wie sie sich auch nachher helfen wollten: ‚ich predige gute Moral, fromme Lehre, Meinungen eines guten Mannes‘; Sie werden immer ein welcher Zweig am Baum des Christentums für sich und andere werden. Mich dünkt, in unserer Zeit sollte man manche dergleichen Zweige ahnen; ich beklage sie und bedaure das Christentum durch sie“ (Werke Hrg. v. J. G. Müller. 13. Bd. S. 182 ff). —

Schon die Entscheidung für das Studium der Theologie war für den armen Kantorssohn, der am 25. August 1744 im damals preußischen Mohrungen, dem heutigen polnischen Morąg, geboren wurde, keine Selbstverständlichkeit. Wie manch anderen aus ähnlichen Verhältnissen konnte damals die Aussicht auf Stipendien und ein seinen Mann näherndes Amt zum Studium der Theologie verlocken! Für Herder schien sich zunächst ein ganz anderer Weg in die Welt zu öffnen: Der Oberfeldchirurgus eines russischen Regiments, das der Siebenjährige Krieg nach Mohrungen verschlagen hatte, befreundete sich dort mit Herders Eltern, erkannte des Jünglings hohe Begabung und entschloß sich, ihn in Königsberg zuerst in die Chirurgie einzuführen, um ihm danach in Petersburg das Studium der Medizin zu ermöglichen. Doch Herders Natur erwies sich für dies Studium ungeeignet. Da erst reifte in ihm, ermuntert und beraten von einem einstigen Mohrunger Schulkameraden, der Entschluß heran, Theologie zu studieren.

Am 10. August 1762 wurde er nach glänzend bestandenen Aufnahmeexamen bei der Königsberger Fakultät immatrikuliert. Wie tief das fromme Elternhaus ihn zu dieser Entscheidung vorgeprägt, verrät manche Dichtung der Frühzeit, die Bilder christlicher Tradition benutzt und sich in pietistischer Ausdrucksweise ergeht. Als Erbe der Kindheit wirkt auch seine Beheimatung in den Liedern der Kirche, die später in seinem häuslichen Leben ihren festen Platz haben. Vielleicht verrät das Gebet, das der Vater mit Datum der Immatrikulation des Sohnes in sein Andachtsbuch, Arndts „Wahres Christentum“, einträgt, wie er die inneren Voraussetzungen für dessen Entschluß längst gegeben weiß: „O du verborgener Gott, der du ans Licht bringst, was im Dunkel verborgen war, zünde doch an bei ihm das Licht des Glaubens und wirke in ihm durch den Geist deiner Gnade!“

Für die geistige Entfaltung des jungen Studenten wurden aber nicht seine theologischen Universitätslehrer, Vertreter einer milden Orthodoxie, entscheidend, sondern der junge Philosoph Immanuel Kant und der

noch ihrem Höhepunkt in den großen kritischen Hauptwerken fern und vertritt einen skeptischen Empirismus. Der geistige Austausch, den der Philosoph bald dem hochbegabten Studenten gewährt, hat in dessen Denken den Optimismus eines Leibniz und Humes Erfahrungsprinzip tief verankert. Darüber hinaus hat ihn Kant aus eigener Begeisterung mit Rousseaus idealer Auffassung von der Menschennatur bekanntgemacht, wie sie vor allem in dessen „Emile“ zum Ausdruck kommt. Gerade dadurch mußte sich der bei Herder nie erlöschende pädagogische Eros angesprochen und gefördert empfinden. Erste eigene pädagogische Erfahrungen des Studenten am Königsberger Gymnasium, dem „Collegium Fridericianum“, kamen dem entgegen. Kants physikalisch-astronomische Vorlesungen, auch seine Anthropologie zeitigen noch in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ bei Herder späte Nachwirkungen. In seinen „Humanitätsbriefen“ hat er dankbar bekannt, wieviel es für ihn bedeutet habe, einen echten Philosophen zum Lehrer gehabt zu haben. Doch schon der Student hat Kants Metaphysik abgelehnt, obwohl sie dieser damals noch in all seiner Jugendberedsamkeit und „in viel hellerer als seiner späteren scholastischen Kunstsprache“ vorgetragen habe.

Die später so tiefgreifende Gegensätzlichkeit beider hinsichtlich Kants kritischer Philosophie hat dessen Bedeutung für Herders Entwicklung nicht selten übersehen lassen.

Lebenslang, wenn auch zeitweise mit Unterbrechungen des Briefwechsels, währt die Verbundenheit zwischen Hamann und Herder. Was den jungen Herder an dem 14 Jahre älteren Freund angezogen hat, läßt sich vielleicht mit Goethes Äußerung über dessen „Sokratische Denkwürdigkeiten“ umschreiben: In ihm „ahnten solche Personen, die sich mit dem blendenden Zeitgeist nicht vertragen konnten, einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine eigene Weise aussprach, was freilich der aufgeklärten Welt, nicht aber uns Jungen ein Schaden schien.“ Erste Berührungspunkte scheinen sich in Fragen der Literatur und Ästhetik ergeben zu haben; Herders Shakespeare- und Englisch-Studien gehen auf jene Zeit zurück. Doch vor allem konnte die gläubige Gewißheit den jungen Herder nicht unbeeindruckt lassen, mit der Hamann aus der Unzulänglichkeit der Vernunft die Notwendigkeit der Offenbarung begründete. Freilich verehrte dieser nicht nur die Heilige Schrift als das Offenbarungswort Gottes, sondern verstand auch Natur und Menschenleben dank Gottes Herablassung als mögliche Gestalten einer Selbstdarstellung. Hamann öffnete Herder auch den Blick für die Schönheit, Ursprünglichkeit und volksgemäße Verwurzelung der biblischen Schriften, wie er in ihm überhaupt den Sinn für Natur, für das Urwüchsige, für den Realismus in der Poesie erweckt hat. Poesie ist ja für Hamann „die Muttersprache der Menschheit“. Trotz allem hat er den jüngeren Freund wohl fesseln und anregen, nicht aber leiten können.

Ohne nun Herders theologische Entwicklung in allen Einzelzügen nachzeichnen zu können, scheint es mir doch unerlässlich, verschiedenartige Perioden darin deut-

1871 erschienenen Buch „Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie“, das ganz von der Sicht des damaligen theologischen Liberalismus bestimmt war, versäumt, ebenso in seinem Herder-Artikel in der 3. Auflage der „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“. Er konnte Aussagen Herders aus all seinen Schaffensperioden unterschiedslos nebeneinander stellen. Demgegenüber bleibt es das Verdienst Horst Stephans in seinem 1905 erschienenen Buch „Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte“ zuerst gezeigt zu haben, wie konturenlos ein solches Herder-Bild bleiben muß. Es müssen vielmehr drei Perioden im Leben und Schaffen Herders unterschieden werden, in denen seine theologische Haltung sich tiefgehend wandelt.

Da sind zuerst die Jahre in Riga, wo Herder als Lehrer an der Domschule, später auch als Prediger inmitten des deutschgeprägten regen geistigen Lebens und blühenden wirtschaftlichen Aufschwungs der Stadt mit anerkanntem Erfolg von 1764 bis 1769 tätig ist. Zuzurechnen sind diesem Lebensabschnitt das Reiseleben als Hofmeister eines Eutiner Prinzen mit dem Aufenthalt in Paris und der durch die Begegnung mit dem jungen Goethe so folgenreiche Straßburger Aufenthalt. Indem er als Prediger bewußt auf das aufgeklärte Bürgertum der reichen Handelsstadt eingeht, kann er sich in dieser Periode noch ganz als Aufklärer geben. Doch schon kündigt sich darüber Hinausführendes in jenen Bemühungen an, von denen Edvard Lehmann hat sagen können: „Erst Herder... war es vorbehalten, die Religionsgeschichte zur wirklichen Geschichte zu erheben.“ Er vertieft sich in Erscheinungsformen des Kultus, des Mythos und religiöser Institutionen, sucht ihr Wesen psychologisch zu verstehen und gliedert sie in den geschichtlichen Gesamtprozeß inmitten ihrer Umwelt ein. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er keiner geschichtlichen Religion einen Absolutheitswert zuerkennt. Die geschichtswissenschaftliche Arbeit der Aufklärung, wie Montesquieu, Hume, Winkelmann sie geleistet haben, bildet dafür die Voraussetzung. Doch Herder wertet die Elemente der geschichtlichen Religionen nicht zugunsten eines aufklärerischen Deismus und einer entsprechend konstruierten „natürlichen Religion“ ab, sondern sieht in ihnen die höchsten Schöpfungen eines „Volkstums“, wie sie aus dessen naturgegebenen Voraussetzungen erwachsen. In der, wie er sich ausdrückt, „genetischen“ Kraft, die in einem Volk dessen Kosmogonie als seine „älteste Philosophie“, dessen Mythologie als seine „älteste Poesie“ erzeugt und mit beidem die ihm eigene religiöse Symbolik, meint er intuitiv ein Urphänomen göttlicher Einwirkung zu erfassen. Wie er trotzdem noch aufklärerischem Denken verpflichtet ist, wird deutlich, wenn er den wesentlichen Inhalt des Christentums damals in „reiner Erkenntnis, geläuterter Moral und heiteren Aussichten in die Zukunft“ sieht (S. I, 58 = Herders Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, Band I Seite 58). Als gemeinschaftstiftender Mittelpunkt für ein Volk gewinnt dessen Religion zugleich Bedeutung für die Entfaltung nationaler Kulturen. Diese Wirkung hat Herder eindrucksvoll am Griechentum dargestellt. Doch schon treten auch orientalische Gestaltungsformen der Religion in seinen Gesichtskreis. Wenn er in diesem Zusammenhang Religion zugleich als „universalstes vehiculum der Bildung“ einschätzt, mag sei-

Doch so mußten seine grundsätzlichen Erkenntnisse mit einem sachfremden Maßstab belastet werden. Durch ihn wird im Spätwerk seiner „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ die Religion immer ausgesprochener zur Gabe der „Vorsehung“ zwecks Erziehung der Menschheit zur Humanität mit Aufklärung und Glückseligkeit als ihrem Ziel.

In der zweiten Lebensperiode als Oberpfarrer, Hofprediger und Konsistorialrat in Bückeburg von 1771 bis 1776 tritt sein theologisches Schrifttum ganz in den Vordergrund. Diese Schriften fallen so sehr aus Herders literarischem Werk heraus, daß sie der Forschung manche Rätsel aufgegeben haben. Man zieht zur Erklärung den Einfluß Hamanns heran. Doch der hätte längst vorher genauso gegeben sein können. Man weist auf Lavater hin, den Züricher Propheten eines Gefühlschristentums. Doch Herder scheint die Verbindung zu Hamann erst erneuert, sich Lavater erst geöffnet zu haben, nachdem im Herbst 1772 sich eine innere Wende in ihm angebahnt hatte. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß eine tiefere Erkenntnis vom Wesen der Offenbarung ihm das Religiöse zum Zentrum seines Schaffens macht. Nicht ohne Einfluß darauf scheint die seelsorgerliche Beziehung zur Gattin seines Landesherrn, Gräfin Maria von Schaumburg/Lippe, gewesen zu sein. 105 Briefe der Gräfin bezeugen, wie er dieser tieffrommen, vom Pietismus geprägten Frau zu größerer Freudigkeit im Glauben helfen konnte. Jetzt geht es ihm jedenfalls nicht mehr darum, religiöse Phänomene nur geschichtlich und psychologisch zu erforschen. Diese Forschung wird der auf Offenbarung gegründeten Religion ein- und untergeordnet. Aus dem um Erscheinungsformen der Religion bemühten Forscher wird so erst in Bückeburg der Theologie im eigentlichen Sinn. Jedoch ist nicht zu übersehen, wie tief er den überlieferten Offenbarungsbegriff umprägt: nicht aus Büchern und Dogmen tritt ihm Gottes Offenbarung entgegen, sondern aus Gottes Walten in der gesamten Wirklichkeit. Das religiöse Leben wird geweckt und genährt, indem der Mensch hier Eindrücke empfängt, die sein Herz zu Gott emporheben, weil sie als Wirkungen Gottes empfunden werden. Indem so das mit Anschauung verknüpfte Gefühl am Zustandekommen von Religion unmittelbar und entscheidend beteiligt ist, gibt Herder im Gegensatz zur Aufklärung schon vor Schleiermacher der Religion ihre Selbständigkeit zurück. Auf solche Anschauung und Empfindung der Welt kommt für ihn alles im religiösen Leben an. Durch die Verschiedenartigkeit der Menschen gewinnt es seine individuelle Gestalt, wird so zur Kraft auch im sittlichen Leben und vermag das innere Leben mit Glückseligkeit zu erfüllen. Wenn Herder in der Beschreibung dieser Auswirkungen nicht selten in aufklärerisches Pathos zurückzufallen scheint, sollte man nicht übersehen, wie sein Religionsverständnis das Vokabular der Aufklärung inhaltlich neu gefüllt hat. Geradezu leidenschaftlich hat er sich 1774 in seiner nicht eigentlich theologisch gemeinten kleinen Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ von der Aufklärung abgesetzt. Der Glaube an Gottes Tatoffenbarung ist der Kern der hier vertretenen Geschichtsauffassung. Er weiß den Gang der Geschichte unter der Leitung der „Vorsehung“. Ihn versteht er nicht mehr wie die Aufklärung rein optimistisch als unaufhaltsam fortschreitende „Vervollkommnung“, er greift vielmehr auf den von Leibniz geprägten Begriff „Entwicklung“ zurück,

schöpferischen Vorgänge in Natur und Geschichte zu erfassen. Vom Ziel dieser Entwicklung läßt sich nur glauben und ahnen, daß das Ganze einen höchsten göttlichen Zweck habe. Er weiß in Demut, daß diesen „ein einzelnes Geschöpf nicht übersieht, eben weil nichts auf etwas bloß einzelnes, zumal nicht auf den Philosophen und Thronsitzer des 18. Jahrhunderts als letzte Endlinie hinausläuft“ (S. V, 58).

Wenn Herders historischer Sinn schon in der Rigaer Periode die kulturellen Auswirkungen religionsgeschichtlicher Phänomene zu würdigen wußte, gewinnt in Bückeburg für ihn die Erkenntnis zentrale Bedeutung: „Religion war damals Grundfeste von allem“ (S. VI, 315), oder: „Religion – Körper und Seele für alles“ (S. VI, 408). Die Urgeschichte der Genesis bezeugt für ihn bei erneuter Beschäftigung nicht mehr nur die Anfänge einer Nationalreligion, sondern wird ihm jetzt „Urkunde“ der göttlichen Offenbarung, in der Gott durch „Sachen“, durch „Begebenheiten“ sich kundtut. Die Entstehung des Gottesbewußtseins erscheint so als durch die väterliche Vorsehung Gottes auf natürlich-sinnlichem Weg bedingt und geleitet. Ohne solches Gottesbewußtsein ist die menschliche Natur für ihn nicht denkbar. Diese „Uroffenbarung“ ist umfassender, tiefer als jede geschichtliche Religion und das von ihr bestimmte Kultursystem. Herder beruft sich dafür auf Röm. 1, 2ff als Verwerfung aller Religionsgeschichte.

Die Religionen seien durch Überschätzung ihrer religiösen Symbole auf Kosten von deren Sachgehalt degeneriert: „Man verließ die Sache und hing am Zeichen.“ (cf. S. VI, 363f, 242ff, 461)

Die Offenbarung wird normgebend für seine Idee der Menschheit. Er wertet nämlich nun das Christentum als „Ferment unter den Völkern“, d. h. Gott hat es durch Offenbarung in der Geschichte gestiftet, um die Menschheit darin zu vereinen, und es vermag dies, weil es allen Völkern und Zeiten wesensnah zu werden vermag. Ein in der Offenbarung begründetes letztgültiges Kulturideal hat Herder zwar nicht überzeugend herausarbeiten können, aber sein Verständnis für einzelne Kulturepochen wie für den Orient und das von seiner Zeit verfemte Mittelalter hat sich von seinem neuen Ansatz her vertieft.

Diese Bückeburger Periode im Lebenswerk Herders ist jedenfalls in theologischer Hinsicht ganz eigenständig und damit anders und höher zu werten, als das in der säkularen Herder-Forschung meist geschieht. Wenn auch in der Weimarer Zeit diese neuen Erkenntnisse an Wirkung verlieren, ist ihr Anliegen, wie ich meine, auch noch heute aktuell: soweit Religion als Frucht göttlicher Offenbarung wirklich echt ist, kann sie ihre Kraft auch auf die menschliche Kultur ausstrahlen und dadurch dieser neue Inhaltsfülle vermitteln.

Als dritte Lebensperiode muß die Weimarer Zeit von 1776 bis 1803 gelten. In den ersten Jahren in Weimar klingt in seinem theologischen Schrifttum das Bückeburger „Erlebnis“, wenn wir es so nennen wollen, von der Bedeutung der Offenbarung noch nach. Doch die Grundfrage nach dem Verhältnis der Kultur und der auf ihre Realisierung angelegten Geschichte zum vom Schöpfer gesetzten Ziel der Geschichte, das er nun gern

theologischen Arbeiten konnte wohl so wirken, als wolle er der Universalgeschichte mit der Idee des Reiches Gottes Maßstab und Ziel setzen. Aber schon sein frühes Weimarer Schaffen zeigt, wie er offenbarungsgeschichtliche und philosophische Weltdeutung voneinander abzuheben beginnt. Dem entspricht ein Schwanken zwischen säkularen Wertungen geschichtlicher Entwicklungsstadien im Sinn einer Humanitätsethik und einer Kulturkritik von seinem Bückeburger Offenbarungsglauben. Er strebt zwar nach einem inneren Ausgleich zwischen beiden. Er weitet zu dem Zweck den Begriff „Offenbarung“ zunehmend auf Natur und geschichtliches Leben aus und wertet sie so als das Mittel der göttlichen Erziehung zur „Humanität“. Aber dadurch wird das „Reich Gottes“ als offenbarungsgemäßes Ziel aller Geschichte und Kultur immer mehr ins Diesseits hereingezogen. Die „Stadt Gottes auf der Erde“, in der alle Menschen Bürger sind, wird schließlich zum Reich der Anlagen zur Humanität und deren Ausbildung. Glücklich sei der, der zur Ausbildung dieses Reiches der wahren, inneren Menschenschöpfung etwas beitragen kann; von ihm gelte: „Er beneidet keinem Erfinder seine Wissenschaft und keinem König seine Krone.“ (S. XIII, 395) Der Schwerpunkt wird also zunehmend auf den Menschen verlagert. Die Geschichte wird fast zu einer Art moralischer Übungsschule, in der der Gedanke der Wiedervergeltung in Anlehnung an Mt. 25 ausschlaggebendes Gewicht erhält.

In diesem Stadium liegt Herder alles an der humanisierenden Wirkung der Religion. Sie meint er durch die geschichtlichen Religionen oft allzusehr preisgegeben.

Ihnen gegenüber kann er darum völlige Autonomie fordern; so heißt es etwa in den unveröffentlichten „Paralipomena“ zu den „Ideen“: „Überhaupt hat weder Hierarchie noch Christentum mit Künsten, Handel und Ackerbau als besonderen Gegenständen ihrer Wirkung etwas gemein.“ (S. XIV, 539–541) Mit ausgesprochener Heftigkeit wendet er sich gegen alle Formen von Staatskirchentum; er hat ja selbst in kirchenleitenden Ämtern damit schlechte Erfahrungen genug gemacht. Allen geschichtlichen Ausprägungen von Religion und Christentum stellt er die „Religion Jesu“ als „Religion der Menschheit“ gegenüber. Doch nicht wie die Aufklärung versteht er darunter die vorbildliche Art von Jesu Frömmigkeit und Nächstenliebe, sondern die durch ihn gestiftete Religion (S. VII, 204.457; XXXI, 183.283). Dogma, Kultus, alle religiösen Institutionen mit ihren geschichtlichen Sünden gibt er preis, damit diese „Religion Jesu“ auf solch dunklen Hintergrund um so heller aufstrahle. Sie will alle Völker unter dem Zeichen der reinen Menschlichkeit sammeln. Sie wird zur letzten Norm und Bedingung auch allen kulturschöpferischen Handelns. Er sagt von ihr: „Die Lehre von einem Gott und Vater ist der Gipfel aller menschlichen Erkenntnis, der alle ihre Fülle aufs schönste und heiterste bindet.

Ohne sie ist keine rechte Festigkeit der menschlichen Vernunft, keine Einheit ihrer Grundsätze, keine reife Wissenschaft der Naturgesetze, keine allgemeine Moral und Völkervereinigung möglich.“ (S. XIV, 557) Hier weiß er die Autonomie der Kultur an ihrer Grenze.

In diesem Zusammenhang wertet Herder die Sünde und das Böse zwar als nur vorläufige Beschränkung; es gelte zu jenem in Christus als zweitem Adam gesetzten hohen Bild hinaufzustreben. Aber es ist doch auch nicht



menschlichen Willen bliebe. Herder kann sich mit Nachdruck auf das Wort aus dem Philipperbrief berufen: „Gott ist es, der in uns wirket beides, das Wollen und das Vollbringen.“ Er folgert daraus: Gott „wirkt durch die Natur, er wirkt durch Wort und Gnade... Ist auch die Natur nicht sein? Ist auch sie nicht, sind nicht alle Kräfte Gnade? Oder ist seine Gnade Unnatur? Oder wirkt sie nicht in unserer Natur, d. i. unserem Bedürfnis aufs höchstegemäß?“ Darum fordert er wohl auf: „Buße und Glaube als Werk, Gesetz und Evangelium als Mittel zu betrachten“, verweist aber gleichzeitig auf Luthers Schriften und sagt von ihm: „Er zeigt's hundertmal und ausführlich, wie wenig der Bettelsack von allmählicher Selbstbesserung in sich halte; wie noch weniger er christlich sei und vor Gott gelte.“

Die biblischen Aussagen vom Erlösungswerk Christi treten auf jedenfall bei Herder zurück. Der Tod Jesu am Kreuz ist für ihn die freie Tat eines freien Mannes, der seiner Pflicht getreu das Äußerste wagt und keine Folgen seines Tuns zu scheuen hat; er ist eine sittliche Notwendigkeit, keine metaphysische Entsühnungstat. Nur von der historischen Seite sei er in seiner eminenten Bedeutung zu begreifen. Das Werk Christi wäre bedroht und in sich nichtig gewesen, wenn, selbst ohne sein Ideal zu verraten, Christus dem unvermeidlichen Tod ausgewichen wäre. So aber wird der Kreuzestod in Verwirklichung der oikonomia Gottes auf Erden zur Stiftung des Bundes der gottliebenden und gottgeleiteten Seelen.

Von ungleich größerer Wichtigkeit war für Herder die Auferstehung Jesu. Sie rechnete er zu den Kardinalpunkten in der Geschichte des Herrn. Für ihre Geschichtlichkeit trat er darum mit leidenschaftlichem Eifer ein. Das neue Leben der Jünger, die werdende Christenheit sind für ihn ohne die totale Veränderung ihrer Situation durch das Ostergeschehen nicht erklärlich. In dem allen wie in der zunehmenden Ausweitung des Offenbarungsbegriffs auf die Dynamik des unmittelbaren Lebens scheint der alternde Herder wieder unter Einflüsse der von ihm einst so leidenschaftlich bekämpften Aufklärung zu geraten. Ob diese Wertung seiner theologischen Haltung in der späteren Weimarer Zeit wirklich so selbstverständlich ist, wie man oft tut?! Wir dürfen nicht vergessen, daß Herder nicht zu einer Systematisierung seiner Erkenntnisse, ja nicht einmal zu einer scharf gefaßten neuen Begrifflichkeit vorgezogen ist. Doch werden wir uns fragen müssen, ob der Grund dafür nur in einer ihm fehlenden Anlage zu abstrahierendem Denken zu suchen ist. Sollte darin sich nicht das Gefühl auswirken, die Fülle des aus Geschichte, Natur und Glaubenswelt auf uns eindringenden Lebens könne durch Abstraktion in seinem vollen Erleben beeinträchtigt werden?! Man sollte einmal im einzelnen dem nachgehen, ob nicht Worte zeitgenössischer religiöser Sprache bei ihm einen tieferen Sinn bergen, als ihn die Aufklärung damit verband. Man könnte gar entdecken, daß Lebensstimmung und Gefühlsbereitschaft des Pietismus, wie sie sein Elternhaus prägten und sie ihm in Bückeburg in edelster Gestalt begegneten, nicht ohne Einfluß auf seinen emotionalen Stil geblieben sind. Dazu würde passen, daß unter den „Begebenheiten und Charakteren des 18. Jahrhunderts“, denen Herder in seiner Zeitschrift „Adrastea“ zuletzt sich noch zugewandte, auch Zinzendorf und die Brüdergemeine in spürbarer innerer Teilnahme und Auf-

## II. Teil

Worin besteht Herders theologisches Schrifttum? Zunächst muß betont werden, daß in Herders gesamten literarischem Werk an unzähligen Stellen theologische oder zumindest religiöse Überzeugungen, Erkenntnisse, Ideen aufleuchten und so auf ein letztes gemeinsames Motiv all seines Schaffens hinweisen. Einzelne philosophische Schriften haben ganz ausgesprochen im Grenzgebiet zur Theologie ihren Ort. Ich wies schon hin auf die kleine Schrift „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit“. Hierher gehört vor allem sein Spinoza-Büchlein von 1787 „Gott. Einige Gespräche“. So sehr es Bekenntnis zur Spinoza sein will, deutet es diesen doch mit Hilfe Leibnizscher Begriffe theistisch-dynamisch um.

Für Herders Rigaer Zeit ist das Nebeneinander praktisch-theologischer und erster religionsgeschichtlicher Arbeiten bezeichnend. Schon um 1765 entsteht der schöne Aufsatz „Der Redner Gottes“. Der wenig über Zwanzigjährige lehnt hier für den Prediger jedes rhetorische Pathos, geistreiche Einfälle, akademisches Erklären, kunstvolle Dispositionen, auch „Donnern auf der Kanzel gegen Ketzer und Schimpfen auf die Freigeister“ ab. Die Predigt soll als Worte eines frommen, rechtschaffenden, verständigen Mannes, der den Gemeindegliedern in wichtigen Lebenslagen teilnehmend nahegetreten ist, seelsorgerlichen Charakter gewinnen. Erfahrungen aus dem menschlichen Leben wird er zu jener Andacht vertiefen, in der man Gottes Gegenwart fühlt und vor Gott und sich selbst den Entschluß zum Guten faßt. In einem anderen Aufsatz behandelt er etwa die „ganz andere als ciceronianische Beredsamkeit“ im Bereich der Homiletik. Nur wenige Predigten sind aus dieser Zeit gedruckt. Eine Art Rechenschaftsbericht stellt seine Abschiedspredigt in Riga dar. Immer habe er die Bibel, das Wort Gottes, als Grund und Quell seiner Vorträge angesehen, aber sich viele Mühe gegeben, „die biblische Sprache in die fließende Sprache unserer Zeit und unseres Lebens zu übersetzen“ und nach den Lehren der Schrift „so deutlich, so nachdrücklich, so eigentümlich für uns zu reden, als der Vortrag der Bibel zu den Zeiten war, in welchem sie geschrieben wurde“. Inhaltlich bedeutet solch biblische Predigt freilich damals für ihn: „Erhabene und würdige Gedanken von Gott zu verbreiten, unsere Abhängigkeit von ihm und seiner Vorsehung in rechtem Licht zu zeigen, den großen Zweck, nach seiner Gnade zu trachten, den vortrefflichen Charakter Christi zu entwickeln, ihn in allem, was groß und edel ist, zum Vorbild zu machen, den Glauben und das Zutrauen auf Gott in Zeit und Ewigkeit zu befestigen“ – das alles ist Zuversicht: „Meine Worte waren nicht menschliche, sondern göttliche Worte, menschliche Seelen zur Glückseligkeit zu leiten.“

Es ist verständlich, wenn ihm in den Vertretern der lutherischen Orthodoxie Rigas erbitterte Gegner entstanden. Seine richtigen Erkenntnisse von rechter Gestaltung einer Predigt stehen eben zu jener Zeit noch völlig im Dienst der Aufklärung. Trotzdem zeigen seine Predigten durch bewußte Bindung an die Schrift, wie er sie damals versteht, eine ganz andere Höhenlage als unzählige, nicht selten zur Karikatur einer Predigt herabsinkende Machwerke von Aufklärern.

Auf seine frühen Ansätze zu religionsgeschichtlicher Arbeit will ich nur hinweisen. Gelegentlich blitzen schon in seinen zu jener Zeit vorwiegend ästhetischen Veröffentlichungen religionswissenschaftlich zukunfts-trächtige Gedanken auf, so wenn er gegenüber der damals absoluten Schätzung der Griechenwelt auf die Vorzeit in Ägypten hinweist. Erst in seiner „Archäologie der Hebräer“ schweift sein Blick in der Perspektive einer „Geschichte des menschlichen Verstandes“ von der Kultur der Griechen zu der Kultur des Morgenlandes hinüber. Morgenländischen Ideen und ihrer Fortwirkung will er nachspüren. Im Geist und in der Natur der Morgenländer gründe ja auch die Theologie; unsere Heiligen Schriften seien nach Stil und Denkart dort entstanden und der Orient lange Zeit die Heimat unserer Religion gewesen. Das führt ihn, der überall den Ursprüngen nachzugehen strebt, dahin zurück, wo er dem religiösen und wissenschaftlichen Geist des Orients noch in seiner Einheit und ursprünglichen Reinheit zu begegnen glaubt. Im Anfang der Bibel, in der mosaischen Urkunde der Genesis, meint er dies zu finden. Die Arbeit an der „Archäologie“ bleibt darüber liegen, und die Untersuchung über die Anfangskapitel der Bibel wächst sich zu einer neuen, selbständigen Arbeit aus. Den Standpunkt, von dem aus er diese Arbeit in Angriff nimmt, formuliert er gelegentlich dahin: die Bibel sei göttlich, aber da doch die Worte für menschliche Seelen, also menschlich gedacht sind, so muß sie auch so ausgelegt werden. Das bedeutet für ihn: „Die Frage über die Theopneustie darf gar nicht in die Hermeneutik der Exegese kommen. Habe Gott geredet durch Mosen oder Moses; ich höre nichts als Moses; das andere glaube ich.“ Er folgt damit einem Weg, wie ihn seit der Jahrhundertmitte die Semler, Michaelis und Ernesti eingeschlagen hatten. Es geht um die Interpretation beider Testamente mit allen Mitteln philologischer und historischer Gelehrsamkeit, bei welcher der überlieferte Offenbarungsbegriff in den Hintergrund tritt. Von besonderem Interesse ist ein Aufsatzfragment „Über die verschiedenen Religionen“: hier gelten ihm alle Religionen als „Phänomene der Natur“, nach ihrem metaphysischen, moralischen und Kultusbestandteil erzeugt aus der Denkart der Nationen. Ihre Erforschung solle bei den einfachsten und ältesten Religionen einsetzen; denn sie „entblößen am meisten den Busen der Menschheit“. Nur wenig trennt Herder in diesen Gedanken vom reinen Deismus. Im Rückblick kann er selbst später über die Rigaer Zeit urteilen, er sei damals „ein Libertin, ein religiöser Freigeist“ gewesen.

Demgegenüber tritt die innere Wende in der Bückeburger Zeit, wie ich schon sagte, nicht zuletzt darin zutage, daß nun theologische Arbeiten in den Vordergrund treten. Die wichtigsten sollen kurz charakterisiert werden: 1774 erscheint der erste, 1776 der zweite Teil des unvollendet gebliebenen Werkes „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“. Diese Auslegung des ersten bzw. zweiten bis sechsten Kapitels der Genesis, in frommer Begeisterung und sich wissenschaftlich gebender, aber ihre Forschungsergebnisse überschätzender Entdeckerfreude geschrieben, soll „Keim und Morgenröt zur neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts werden“, wie er an Hamann schreibt (Hamanns Schriften V, 70ff). Der Stil ist voller Übertreibungen, der Inhalt unausgegoren. Gott selbst ist ihm der Urheber dieses Denkmals, aus dem alle Denk-

Philosophien erst hervor gegangen seien. Wenn damals manche späteren Hilfsmittel der Forschung auch noch fehlten, so entbehrt doch die Art seiner Forschung jeder Methode. Man versteht, daß Freund Hamann, so sehr er zu Herders Absicht Ja sagen konnte, dies Buch ein „monstrum horrendum“ genannt hat, während der Lavatersche Kreis und ein Matthias Claudius Worte warmer Zustimmung fanden. In der Schrift „An Prediger. 15 Provinzialblätter“ von 1774 hat Herder zu polemischen und praktischen Zwecken das umfangliche, historisch orientierte Manuskript einer Entwicklungsgeschichte des geistlichen Lehramtes seit den Tagen der Patriarchen völlig umgestaltet. Seine Polemik, speziell gegen den Aufklärer Spalding, wendet sich hier gegen Prediger, die nur „Lehrer der Weisheit und Tugend“ sein wollen. Sie gewinnt ihr Pathos aus der Überzeugung: „Religion, wahre Religion muß zurückkehren, oder ein Prediger bleibt das unbestimmteste und unnützte Mittelding auf Erden.“ (S. VII, 222) Darum wird Bibelverkündigung zur zentralen Aufgabe gemacht. Ihr wollen die „Erläuterungen zum Neuen Testament“ aus dem Jahre 1775 dienen, eine Art biblische Theologie, in der sich der Autor am weitesten vom Geist der Aufklärung entfernt hat, ein im Unterschied zur „Ältesten Urkunde“ übersichtliches, in sich geschlossenes Ganzes. Er möchte den Geist des Neuen Testaments den Zeitgenossen nahebringen, indem das Exegetische dem Dogmatischen und beides dem Praktischen dienen soll. Ihn leitet dabei die Überzeugung:

„Das Neue Testament ist nicht zum Wissen, zum Zergliedern und Beweisen, sondern zum Anschauen, zum Empfinden, zum Sein.“ Es will „zum Dasein“ gelesen werden. Gleichzeitig legt er die „Briefe zweener Jünger Jesu in unserem Kanon“, nämlich den Judas- und den Jakobusbrief, aus. Dadurch will er der Entwicklung des Urchristentums näher kommen. Hier wie in den „Erläuterungen“ nutzt er auch die Veröffentlichung des Zend-Avesta durch den Franzosen Anquetil zur Erklärung neutestamentlicher Begriffe aus der Sprache der zoroastrischen Religion. Wenn er das auch nicht methodisch einheitlich durchführt, verrät sich darin ein Gespür für Einflüsse aus östlichem religiösem Denken auf das werdende Christentum, denen man erst gegen Ausgang vorigen Jahrhunderts nachzugehen begann.

Im Zusammenhang mit seinen Bemühungen um die Geschichte des Urchristentums wurde für Herder auch die Johannes-Apokalypse wichtig, deren poetische Formen seinen ästhetischen Sinn schon längst gefesselt hatten. „Maran-Atha. Das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel“ erscheint nach langen Vorarbeiten 1779. Er will die Offenbarung des Johannes aus ihrer Zeit heraus auslegen, ist aber überzeugt, sie müsse uns heute noch verstehbar sein. Ihn leitet bei seiner Auslegung die Gewißheit: „Seele des Christentums ist, daß niemand des Herrn Zukunft wisse, daß jeder sie stündlich erwarte, mit guten Werken auf sie wirke... (Des Buches) Zweck ist... alle Rechnung des Tages des Herrn auf ewig zu untersagen.“ (S. IX, 263f) Das theologische Schrifttum der Weimarer Zeit eröffnet 1778 eine Auslegung des „Hohen Liedes“ mit dem bezeichnenden Titel „Lieder der Liebe; die ältesten und schönsten aus dem Morgenland; nebst 44 alten Minneliedern“. Deutlicher konnte nicht mit dem Unfug der traditionellen allegorischen Schriftauslegung Schluß gemacht werden. Und doch gehört für Herder diese Schrift

seinem Leben in die Bibel, nämlich als „göttlich autorisierter Belege seines Charakters und Lebens“ in seinen reinen Jugendjahren. So könne dies Buch der Gegenwart dazu dienen, „aus der süßen Unschuld dieses Liedes Saft der Arznei für unser krankes Jahrhundert zu bereiten“.

Ganz aus Herders Verantwortung für Prüfung und Eingliederung der Kandidaten in den Predigerstand sind seine „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ entstanden. Ende 1780 hat er Hamann geklagt: „Alles, was Kandidat ist, ist hier im Todesschlaf; mit erster Muße fange ich ein Seminarium mit ihnen an“.

Da diesem Plan noch allerlei Hemnisse in den Weg traten, will er durch diese Briefe, wie er sich im häuslichen Kreis darüber aussprach, „der großen Unwissenheit und Ratlosigkeit seiner jungen Landgeistlichen abhelfen“. Er möchte ihnen mehr und besseres geben, als die meisten von Universitäten mitbrächten. In rascher Folge, so daß Michaelis 1780 und Ostern 1781 je zwei Teile erscheinen, und im lockeren Stil eines Gesprächs geschrieben, tritt in ihnen sein einstiger Sturm- und Drangstil gegenüber ruhiger Belehrung und duldsamer Frömmigkeit deutlich zurück. Diese Briefe wollen sowohl dem jungen Theologen zu rechter Gestaltung der akademischen Ausbildung wie zu einer vertieften Auffassung seines Berufes helfen. Den weitesten Raum nimmt in ihnen die Einführung in die Bibel ein, wobei religiöse und ästhetische Auffassungen einander durchdringen. Das entspricht der ihm seit seinen theologischen Anfängen innewohnenden Überzeugung, das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit sei das Studium der Bibel. Drei Grundüberzeugungen verbinden die „Briefe“ innerlich noch mit der Bückeburger Welt: die Überzeugung vom Primat des Geschichtlichen gegenüber dem Spekulativen, der im Grunde geschichtsphilosophische Gedanke einer mit der göttlichen Führung Israels beginnenden, sich in Jesu Christi künftigen Reich vollendenden Endabsicht Gottes mit der Menschheit sowie die Wertung der Bibel als Urkunde für die entscheidenden Tatsachen und Offenbarungen der göttlichen Heilsoökonomie. Darum gilt für ihn gegenüber dogmatischen Auseinandersetzungen: „Ich sehe kein Ende alles Zanks und Haders als Wahrheit, Auslegung der Schrift, Reinigkeit, Einfalt.“ Er ist gewiß: „Nur gegenseitige Toleranz, Freiheit und Wahrheit können mit der Zeit die Gemüter reinigen.“ Erst der dritte Teil der „Briefe“ gilt der Dogmatik und der vierte der Praktischen Theologie. Kein Theologe sollte sich auch heute dies Buch mit seiner geistigen Weite und so manchen für biblische Hermeneutik und kirchliche Praxis fruchtbaren Gedanken entgehen lassen.

Der gleichen Materie gelten die „Briefe an Theophron“ und der „Entwurf dreier akademischer Jahre für einen jungen Theologen“ aus dem Jahre 1782. Herder wendet sich damit an seinen Hausgenossen, den jungen Schweizer Johann Georg Müller, dem er aus Zweifeln an der Theologie herausgeholfen hat und seine Freundschaft schenkte. (Müller ist später der erste Herausgeber von Herders sämtlichen Werken.)

1782/83 folgen die beiden Bände „Vom Geist der Ebräischen Poesie“, ein Stoff, der ihn seit langem beschäftigte. Auch dies Werk ist ein großartiger Torso geblieben, wenn auch einzelne hierher gehörige Themen an-

Poesie für die Perioden von Mose bis David und von diesem bis Salomo mit einem Ausblick auf die Propheten erschließt, will er zugleich für „Liebhaber der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes“ schreiben.

Von poetischen Formen her möchte er den theologischen Gehalt des entsprechenden biblischen Schrifttums zugänglich machen. Noch in Hermann Gunkels literatur- und religionsgeschichtlicher Forschungsweise hat Herder damit nachgewirkt, z. B. in der Weise, wie er Hauptformen der Psalmendichtung unterscheidet. Der von ihm behauptete göttliche Ursprung der Sprache und Poesie, besonders der hebräischen, tritt hier in den Hintergrund gegenüber der Mahnung: „Wer alles in überirdischem Glanz sehen will, der sieht zuletzt gar nichts!“ Herder trifft sich in diesen Bemühungen mit dem ihm befreundeten Johann Gottfried Eichhorn, der seit 1775 als Professor für orientalische Sprachen in Jena tätig war und dessen dreibändige „Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament“ 1780 zu erscheinen beginnt. Die Briefe beider bezeugen, wie sie in ihrer Verschiedenartigkeit sich gegenseitig gefördert und ergänzt haben.

Nachdem die Arbeit an den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ Herders theologisches Schaffen in den Hintergrund gedrängt hatte, nimmt er es nach seiner italienischen Reise erneut auf. In den „Sammlungen christlicher Schriften“ sind diese Arbeiten zusammengefaßt. Ich kann sie hier nur nennen und freue mich, erfahren zu haben, daß eine Auswahl daraus sie uns in den nächsten Jahren wieder zugänglich machen wird. Es sind 1793 „Die Gabe der Sprachen“, 1794 „Von der Auferstehung, als Glaube, Geschichte und Lehre“, 1796 „Vom Erlöser der Menschen. Nach unseren drei ersten Evangelien“, 1797 „Vom Gottessohn, der Welt Heiland. Nach dem Evangelium Johannis“, 1798 „Vom Geist des Christentums“ und „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen“. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Herder der Schrift „Vom Gottessohn“ als Ergänzung hinzugefügt hat: „Regel der Zusammenstimmung unserer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung.“ Hier nämlich hat er zum erstenmal auf die mündliche Überlieferung als Grundlage der Evangelien hingewiesen. Er führt die synoptischen Evangelien auf den Entwurf eines in seinem Grundbestand feststehenden, aber eben nur mündlich überlieferten „Urevangeliums“ zurück, wie es für die evangelistische Verkündigung der Aposteljünger nötig gewesen sei. Er erkennt bereits, daß alle Evangelienüberlieferung nicht in erster Linie Geschichtsbericht sein will, sondern Verkündigung, oder wie er sagt, „historische Beurkundung des christlichen Glaubensbekenntnisses“. Es ist immer eindrucksvoll, wie scharfsinnig Herder seine Schau von der Entstehung der Synoptiker entwickelt hat.

In der Schrift „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen“ zieht Herder sozusagen die Summe aus seinem Werdegang als Theologe und Christ. Religion und Lehrmeinungen scheidet er von einander. Religion, das ist für Herder „das Mark der Gesinnung eines Menschen“, seine „innigste Angelegenheit“, die „sorgsamste Gewissenhaftigkeit seines inneren Bewußtseins“, bildlich gesprochen: „der Altar seines Gemütes“. Die Apostel verkündigen den gekreuzigten Christus als Gottes-

des Herzens und Lebens. Lehrmeinungen darüber seien erst entstanden, als das Christentum als Universalreligion unter die Völker trat. Jedes Volk, vor allem die Griechen, schafft nun für den Gehalt des Evangeliums der eigenen völkischen Wesensart gemäße Formeln.

Diese Formeln werden durch Einwirkung der Obrigkeit zum Glaubensdekret, dessen Kritik oder gar Ablehnung Verfolgungen über Verfolgungen auslöst. Auch der Protestantismus blieb darin nicht zurück. Demgegenüber gilt es, wirkliche Religion, nämlich „Religion Jesu“, d. h. seine innerste Überzeugung von allen späteren Lehrmeinungen vorsichtig abzuheben. Herder versucht es anhand des Apostolikums und gibt so in Kurzfassung seine eigene Glaubenslehre. Im zweiten Abschnitt wendet er sich den Gebräuchen des Christentums zu. Er polemisiert vor allem gegen die „magischen“ Lehrmeinungen, die sich an Taufe und Abendmahl angehängt hätten, und gegen die Ausschließlichkeit der einen oder der anderen Lehre von den Sakramenten. Statt dessen arbeitet er von ihrer geschichtlichen Entstehung her den symbolischen Charakter dieser Handlungen heraus. Der Vorzug dieses Symbolcharakters bestehe darin, daß er weitherzig verschiedenen Deutungen Raum gebe. Er selbst sieht das Wesentliche beider Sakramente in der Bezeugung dessen, „was eigentlich und einzig Religion ist“: nämlich „gewissenhafte Verpflichtung“, in der Taufe als Absage an jede Unlauterkeit, im Abendmahl als völlige, zuversichtliche Hingabe an die Sache der Menschheit. Vor allem will Herder in diesen „Sammlungen christlicher Schriften“ die „Religion Jesu“ als die „reine Menschenreligion“ erweisen. Zumindest im Sprachstil nähert er sich dabei wieder der früher von ihm so leidenschaftlich bekämpften Aufklärung. Mag er vielleicht gemeint haben, er könne in dieser Sprache am ehesten Zweifler und Ungläubige unter den Gebildeten der Nation dem christlichen Glauben zurückgewinnen?! Mir scheint nach gründlicher Vertiefung in diese Schriften, man könne sie ähnlich beurteilen wie Wieland Herders Predigten; er meinte von ihnen, sie seien nur so heterodox, weil sie im besten Sinn orthodox seien. Logische Klarheit war eben Herders Sache nicht, wohl aber glühte sein Herz für das, was er „die Religion Jesu“ nannte.

Es bleibt mir noch, einen Blick auf Herders amtliches Wirken zu tun. Da er in Bückeburg und in Weimar in leitenden kirchlichen Ämtern tätig war und trotz allem Unverständnis für sein Wollen, aller Gegensätze, aller Mißachtung voll und ganz sich an sie hingab, wäre dies berufliche Feld seiner Lebensarbeit einer eingehenden Darstellung wert. Altlandesbischof D. Braecklein hat 1956 in dem aus Anlaß des 150. Todestages erschienenen Buch „Herder im geistlichen Amt“, hrg. von Eva Schmidt, eine Untersuchung vorgelegt „Zur Tätigkeit Johann Gottfried Herders im Konsistorium des Herzogtums Sachsen-Weimar“. Leider fiel der größte Teil der diesbezüglichen Akten im 19. Jahrhundert einer Kassation zum Opfer. Als wesentliche Quelle bleiben uns heute nur amtliche Gutachten Herders in Bd. XXXI der Suphanschen Ausgabe seiner Sämtlichen Werke. Erst das entsprechende Akten-Material könnte volles Verständnis für deren Bedeutung aufschließen und würde vielleicht auch der Klage Herders ihre Berechtigung geben: „... die in Geschäften vor und mit mir sind, sind Rohrstäbe und Dornen und vergiftender Taxus.“ Lassen sie mich wenigstens in drei Be-

zeigen: hinsichtlich der Predigt, der Liturgie und des Gesangbuchs und schließlich der Unterweisung.

Ich habe schon auf den Rigaer Aufsatz „Der Redner Gottes“ als frühe Skizzierung seiner Homiletik hingewiesen. Er ist öfter auf dies Thema zurückgekommen. Im 40. bis 45. seiner „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ hat er seine Predigtlehre ausführlich dargestellt. Die Aufgabe der Prediger sah er darin, „daß sie den Willen Gottes verkündigen, daß sie Wort und Rat Gottes von unserer Glückseligkeit menschlichen Herzen und Gewissen darlegen. Das taten sie alle, Patriarchen und Propheten, Christus und die Apostel, jeder auf seine Weise; das sollen wir auf unsere Weise tun aus und gemäß der Bibel; dies ist Predigt. Je mehr wir's also aus der Bibel, je gemäßer wir's ihr und uns selbst und unserem Kreis tun, desto besser predigen wir.“ Auslegung der Bibel in Beziehung auf die Situation des Predigers und der Hörer ist demnach Aufgabe der Predigt. Das bestätigt für ihn auch die altkirchliche und reformatorische Predigtweise als „analytische oder biblische Predigt“, als Homilie. Er rät demgemäß: „Sie kündigen den Inhalt des Textes bescheiden an, suchen die Situation in ihm mit wenigen Worten interessant zu machen oder seine Lehre in Situation zu verwandeln. Diese begleiten sie nun durch alle Teile der vorliegenden Geschichte, Lehre oder Parabel kurz und lebendig; Sie generalisieren das Besondere, praktikalisieren das Allgemeine, machen ihren Text zum Text der Welt, Ihre Geschichte und Parabel zur Geschichte und Parabel des menschlichen Herzens, die Situation, die Sie anzeigten, in allen Krümmen zur Situation unseres Lebens. Da kann ihnen niemand entkommen, wenn er auch wollte.“ Er ist sich der Schwierigkeit dieser Methode bewußt, aber eben dadurch lohne sie; denn sie zwingt, sich um Stoff zu bemühen, die Schrift, den Lauf der Welt, die Geschichte des Reiches Gottes kennenzulernen. Danach geht er auf die besonderen Aufgaben ein, die jede Textart stellt. Es folgen Hinweise zu rednerisch wirksamer Gestaltung und richtigem Vortrag. Herder ist überzeugt, daß sich rechtes Predigen nicht „in den flüchtigen Jahren des (den Studenten) überfüllenden akademischen Studiums lernen lasse; ich glaube daher, daß die Jahre nach der Akademie mit die entscheidenden sind aufs ganze Leben.“ Darum warnt er vor zu frühen Predigen und hat sich in seinem Weimarer Amt für die Schaffung eines Predigerseminars mit Kräften eingesetzt. Beispiele analytischer Predigtgestaltung hat er in den „Briefen“ an Jesu Gleichnis vom Jüngsten Gericht (Matth. 25) und der Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland entwickelt. Auch zu Fragen der Disposition gibt er seinen Rat, kann den Versuch, einer Predigt auch einmal Gesprächsform zu geben, im Interesse der Eingänglichkeit anraten und empfiehlt aus eigener Erfahrung frühzeitige Lehrübung an Kindern.

Wir fragen von daher, wie es denn mit seiner eigenen Predigtweise und deren Entwicklung stand. Nur wenige seiner Predigten sind bisher aus dem handschriftlichen Nachlaß veröffentlicht. In der Weimarer Zeit hat er zunehmend anhand ins einzelne gehender Entwürfe gepredigt. Was davon auf uns gekommen ist, gleicht wie meistens gedruckte Predigten den trockenen Pflanzen eines Herbariums, die Duft und Farbe verloren haben. Er war sich selbst des Unterschieds zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort voll bewußt und hat

sich, wo es nur anging, dem Druck seiner Predigten widersetzt. Die unmittelbare Wirkung des Predigers muß eine tiefgreifende gewesen sein. Wir haben dafür reichliche Zeugnisse urteilsfähiger Zeitgenossen. Jedenfalls hat er ohne jedes äußere Pathos in ganz ruhig-gesammelter Haltung gesprochen und immer eine große Gemeinde um seine Kanzel sammeln können. Nicht zuletzt muß gerade im damaligen Weimar seine sehr sittenstrenge Lebensführung die Wirkung seiner Verkündigung verstärkt haben. Hören wir nur zwei so gegensätzliche Geister darüber wie den glaubenseifrigen Grafen Friedrich Stolberg und den innerlich Herder ganz fernstehenden Schiller! Stolberg schreibt an J. H. Voß: „Die beste Predigt, die ich gehört, hielt er am Pfingsttage, ganz ohne Schmuck der Eloquenz, ohne allen Schein der Prätension, nein, herzlich, gewaltig, wie das Evangelium.“ Schiller schließt seine Beurteilung einer von Herder gehörten Predigt mit dem Satz: „Herders Predigt hat mir besser gefallen als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen.“

Seine Einstellung zu Fragen des Gottesdienstes hinsichtlich Liturgie und Gemeindegang wird man nur voll würdigen, wenn man sie auf dem Hintergrund jener gleichzeitigen ersten „liturgischen Bewegung“ sieht, die eine radikale Beseitigung aller liturgischen Tradition bedeutete. Grundsätzlich hat er sich auch zum Gottesdienst in der Schrift „Von der Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen“ geäußert. Vor allem wendet er sich dort gegen Bestrebungen radikaler Aufklärer, statt von „Gottesdienst“ von „Gottesverehrungen“ zu sprechen: Gott sei kein Götze; zur Religion sich ermuntern kommen Christen zusammen, nicht um Gott durch ihr Zusammensein zu verehren. Auf ihn als Gegenstand wirke ihr Werk nicht, sondern von ihm als Quelle aller guten Gaben haben sie Trost, Lehre, Kräfte. Wenn er die alten Formen der Liturgie auch nicht unverändert erhalten sehen will, soll man sie doch mit Rücksicht auf die Gemeinden vorsichtig ändern. Man soll das Überflüssige, Entbehrliche abschneiden, damit das Notwendige besser gedeihe. Die zeitgenössischen Neuentwürfe beurteilt Herder als „leichtsinnig-flüchtig, zum Teil kauderwelsch-neudeutsch und schmerzlich kraftlos, daß manche alte, in ihrem Ausdruck kräftige Liturgie sich zu ihrer jüngeren Nachfolgerin wie ein nahrhaftes Gericht zu einer klaren Wasserbrühe verhalten dürfte — solche Veränderungen sind ein Raub der Kirche und ein Diebstahl für die zukünftigen Zeiten“, so lautet sein Urteil in einem Gutachten „Zur Revision der Liturgie“ von 1787. Und doch macht er gegenüber zu großer Ängstlichkeit bei liturgischen Neuerungen auch geltend:

„Ich habe es öfter gesehen, daß der gemeine Mann in seinem Begriff und Urteil viel rechtschaffender und empfänglicher ist als der bei gewissen Formeln durch bloße Gewohnheit verhärtete Lehrer; er nimmt das Beste, was ihm gegeben wird, mit stillem Gemüt an, und die wenigen Schreier dagegen verstummen, wenn sie sehen, daß Niemand auf ihr Geschrei achtet.“ Demgemäß unterscheidet er, was gleich in der Stille und was erst mit der Zeit zu ändern sei. In der Taufe müsse auf jeden Fall der Exorzismus beseitigt werden. Die exhibitiv Konfirmationsformel „Nimm hin den Heiligen Geist...“ sei abzuschaffen. Unter den Gebeten bedürften die Fest- und die Gebete der Fastenzeit einer Änderung. Vor allem der Perikopenfrage gilt seine Aufmerksamkeit mit dem Ziel, die ausschließliche Geltung der sogenannten „Alten-Evangelien-Perikopen“ für die sonn- und festtägliche Predigt zu beseitigen.

Daraus habe sich sowohl bei der Gemeinde wie den Predigern Verarmung an Bibelkenntnis ergeben. Zuerst für das Jahr 1799 hat er ein Verzeichnis neuer Predigtperikopen zusammengestellt, das nach Genehmigung durch den Herzog den Predigern im Land zum Gebrauch empfohlen wurde.

Für eine Gesangbucheuerung mußte es von Bedeutung werden, daß Herder selbst im Kirchenlied lebte und aller geistlichen Musik erschlossen war. Schon in Bückeburg hat er Kantatentexte geschaffen, die der dortige, ihm befreundete Sohn Johann Sebastian Bachs, Johann Christoph Friedrich Bach, in Musik gesetzt hat.

Als 1778 das bisherige Weimarer Gesangbuch einer Neuauflage bedurfte, hatte ihm Herder eine Vorrede mitgegeben, in der er „von dem Schatz und Kleinod, das wir an einem älteren echt lutherischen Gesangbuch haben“, sagte: „Ich halte jedes Land, jede Provinz für glücklich, der man noch ihren alten Gottesdienst und ihr altes Gesangbuch läßt und eine ganze Gemeinde nicht täglich oder sonntäglich mit Verbesserungen martert.“ Endlich 1795 konnte er ein neues Gesangbuch herausbringen. Drei Grundsätze haben ihn dabei geleitet:

1. Wiedergewinnung der alten, echten Volkspoesie aus der Reformationszeit, 2. Herstellung des ursprünglichen Wortlauts, den man verbessert und dadurch seiner Schönheit beraubt habe, 3. Bereicherung des Liedschatzes durch neue gute Gesänge. Das Buch bestand aus zwei Teilen mit 358 alten und 253 neuen Liedern, da unter den älteren die „praktischen Lehren“ zu sehr fehlen. Die Veränderungen an alten Liedern sind ganz gering. Nicht mehr brauchbare Strophen sind aus Rücksicht auf parallel benutzte andere Gesangbücher zwar noch nicht weggelassen, aber in Zukunft müsse das geschehen. Für Süßlichkeiten der Sprache wie den Diminutiv „Jesulein“ und für „gesungene Lügen“ pietistischer Übertreibungen erhofft er künftiges Verschwinden. Die altlutherischen Lieder seien wahr und echt, vor allem objektive Gemeindelieder im „Wir“, wenn auch die Reime oft ungeglättet wären. Im 46. Brief „das Studium der Theologie betreffend“ hatte er schon grundsätzlich dargelegt, notwendige Änderungen dürften nur darauf abzielen, das Anstößige eines Liedes wegzunehmen, nicht aber dem Verfasser seine Farbe zu nehmen, noch weniger das Lied in unserer Gedankenwelt umzuschmelzen. Herder konnte mit diesen Richtlinien noch auf die Gesangbucharbeit um die Mitte unseres Jahrhunderts einwirken.

Man könnte weiter auch von seinen gegenüber den Ständesrücksichten jener Zeit revolutionären Bestrebungen zur Neugestaltung der Kirchenbuße reden oder von seinen Bemühungen um die qualitative Verbesserung und wirtschaftliche Sicherung des damals noch in die Verantwortung der Kirche gegebenen Lehrstandes und Schulwesens. Da er lebenslang von einem pädagogischen Eros erfüllt war und auch noch in Weimar gern Gelegenheit nützte, in dem ihm unterstehenden Gymnasium lehrend tätig zu werden, wäre auch Herders Pädagogik spezieller Behandlung wert. Hier möchte ich wenigstens auf seinen Landeskatechismus hinweisen, der bis zur Mitte vorigen Jahrhunderts noch im Gebrauch stand: „Luthers Katechismus mit einer katechetischen Erklärung zum Gebrauch der Schulen“ von 1798. Ihm steht ein Unterricht zum Gebrauch

dieser katechetischen Erklärung“ voran. Wichtigstes Anliegen ist dem Verfasser, das mechanische Auswendiglernen zu beseitigen und den Lehrer zu zwingen, „daß er katechisiere und durchs freie Katechisieren die Wahrheiten des Christentums leicht und verständlich beibringen muß... (denn) die Lehre Jesu ist leicht und faßlich, sie soll angewandt werden und zur Glückseligkeit führen; folglich muß sie mit Verstande, mit Lust und Liebe gefaßt sein.“ Luthers Katechismus hält er für dieses Ziel „angemessener, als es die gelehrteste Ableitung aus einem feinen Hauptbegriff sein könnte“. Er gibt darum Luthers unverkürzten Text, dem er seine eigenen Erklärungen und ein mit Auswahl zu benutzendes Spruchmaterial anschließt. Wie sooft in seinem gesamten Werk hat Herder auch damit unter Beweis gestellt, wieviel Luther, wie er ihn versteht, für ihn immer wieder bedeutet hat. —

Herder als Theologe und Sachwalter verantwortungsschwerer kirchlicher Aufgaben — ich habe versucht die Stadien dieses Weges und seine literarischen Früchte zu skizzieren. Wir sind uns dessen bewußt, wie das alles einem universalen Lebenswerk voll genialer neuer Erkenntnisse eingebettet ist, aus dem weiten Bereichen der Geisteswissenschaften nachhaltige Anre-

gungen zugeströmt sind. In der Theologie hat Schleiermachers Werk dank dessen Kraft zur Systematisierung auch ihm wegbereitende Erkenntnisse Herders in den Schatten gedrängt. Dagegen haben die neutestamentliche und vor allem die alttestamentliche Wissenschaft von ihm Anstöße empfangen, die bis in unser Jahrhundert hinein sich als fruchtbar erwiesen. Die Religionsgeschichte wird ihn immer unter ihre Väter rechnen.

An Irrwegen, an Unzulänglichkeiten fehlt es bei Herder nirgends, auch nicht in seinem theologischen Denken und in seinem Glaubenszeugnis. Doch man sollte sie im Verhältnis zum Denken und Glauben seiner Zeitgenossen sehen. Ich habe dann jedenfalls nicht die Kühnheit, mit Karl Barth von Herders Lebenswerk als einem „bengalischen Feuerwerk“ zu sprechen. Statt dessen möchte ich auf ihn die Worte eines seiner Altersgedichte beziehen: „Selbst sein Schiffbruch ist in Gott.“ Möge dies heutige Herder-Gedenken uns Theologen zu neuer, wenn auch kritischer Beschäftigung mit seinem Werk führen! Der unvergleichlich vielseitige geistige Anreger kann sein Streben nach echtem, unmittelbarem Leben, seine Offenheit für urtümliche Lebendigkeit auch im Raum des Glaubens, noch uns zum Erlebnis machen.



